

THE WALKING DEAD

ÜBER DIE POST-MODERNE KONSTRUKTION VON INDIVIDUALITÄT
IN STADT UND LAND

VON OLE NICKEL

*„IN BERLIN BIN ICH EINER VON 3 MILLIONEN;
IN BRANDENBURG KANN ICH BALD ALLEINE WOHNEN“
RAINALD GREBE, „BRANDENBURG“*

Zu den wohl bedeutendsten Versprechen der bürgerlichen Gesellschaft zählt jenes, ein Individuum zu sein, das zwar dem Rest der Menschheit gleichgestellt ist, aber eben nicht gleicht. Es ist diese Vorstellung von einer Einzigartigkeit eines jeden Menschen, die zu den größten Errungenschaften des Liberalismus gezählt werden muss; ein Versprechen, welches die bürgerliche Gesellschaft doch nicht einlösen kann.

BÜRGERLICHES INDIVIDUUM UND KOLLEKTIV

Dem historisch entfaltenen Programm des Liberalismus, des *Enfranchisement* der gesamten Menschheit in einer Gesellschaft von gleichberechtigten aber einzigartigen Individuen, stand seit jeher das ureigenste Wesen der bürgerlichen Gesellschaft als einer kapitalistischen, also warenproduzierenden und Lohnarbeit betreibenden, entgegen. Das am Modell des vermögenden Bourgeois entwickelte Modell der individuellen Identität musste notwendig verkümmern, sobald die für Lohnarbeitende Masse ebenfalls zu Individuen werden sollte.

Im Klassendünkel insbesondere des frühen Bürgertums, für welches die *working poor* stets nur eine bedrohliche, rohe und unzivilisierte Macht waren, die es zu kontrollieren galt, drückte sich auch ein unbewusstes Wissen darüber aus, dass dieser Arbeiterschaft schon qua ihrer Stellung im Produktionsprozess keine Individualität zugesprochen wurde und diese angesichts der Zurichtung durch ebenselben auch nicht wirklich entwickeln konnte.

Wie Horkheimer betont¹ war die Stellung des besitzenden Bourgeois für die historische Entwicklung von Individualität entscheidend, denn er musste sich einerseits als ein Subjekt mit Interessen konstituieren, die unterschiedlich waren, selbst von jenen, mit denen er die gesellschaftliche Stellung teilte: den anderen

Bourgeoisien. Zum anderen musste er sich seiner aber auch als ein historischer Akteur bewusst werden, der nicht nur ein Jetzt, sondern auch eine Zukunft hat – und das nicht nur als Teil einer Gemeinschaft, die gemeinsam den Naturkräften unterworfen ist, sondern als eines einzelnen Akteurs innerhalb genau dieser Gesellschaft.

Demgegenüber war für den Lohnarbeiter während des Großteils der kapitalistischen Geschichte schon die Gegenwart so prekär, dass er sich um die Zukunft gar keine Sorgen zu machen brauchte: es war fraglich, ob er überhaupt eine haben würde. Das quasi religiöse Heilsversprechen der kommunistischen Revolution, das nicht umsonst manchmal direkt der christlichen Mythologie entlehnt schien,² war auch deshalb so ungemein populär. Desweiteren war der Proletarier auch als Individuum immer wertlos gewesen, weil austauschbar. Er nahm sich ganz real als seinen Kollegen gleich wahr, weil er im Arbeitsprozess zu jedem Zeitpunkt durch jeden seiner Kollegen ersetzt werden konnte. Deswegen war die Entwicklung einer kollektiven Identität „Arbeiterklasse“ eine praktische Notwendigkeit, konnten doch nur durch gemeinsame Aktionen, dem *collective bargaining*, praktische Verbesserungen durchgesetzt werden.

Gegenüber dieser Kollektivität geriet der bürgerliche Individualismus schon früh in die Krise, was aber langfristig nicht dem Sozialismus zu gute kam, sondern den Siegeszug des Nationalismus einläutete. Nicht umsonst war dieser mit Ausbreitung der fordistischen Massenproduktion auf dem Höhepunkt, dessen strukturelle Umbrüche auch die klassische Unternehmerpersönlichkeit verschwinden ließ und durch die Funktionselite ersetzte. Der Bourgeois selbst war jetzt zu einem – wenn auch gut bezahlten – Lohnarbeiter geworden, der den abstrakten Zielen eines sich selbst verwertenden Wertes untergeordnet war, weshalb der moderne Manager sich auch in erster Linie als Teil eines größeren Ganzen versteht: als Teil der Schicksalsgemeinschaft Firma. Dieser zu dienen und eigene Bedürfnisse hintenanzustellen richten sich die Funktionseliten von heute in endlosen Seminaren selbst zu. Ehemalige Bourgeoisie auf der einen und Proletariat auf der anderen Seite wurden zur *Volksgemeinschaft* zusammengeschweißt. Eine Entwicklung, die – in Deutschland macht man es eben gründlich oder man macht es gar nicht – im deutschen Faschismus seinen traurigen Zenith fand, aber, da in den realen Verhältnissen begründet, mit diesem nicht verschwand. So konnte selbst die amerikanische Propaganda die in den 50ern das Bild der seelenlosen Sowjetunion bemühte, wo der einzelne bloß ein austauschbares Zahnrad sei, die eigene Freiheit

ganz offensichtlich filmerisch bloss durch Bilder amorpher Massen von US-Bürgern darstellen.

DIE GANZE WELT IST BÜHNE

„Hegel bemerkte irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen, hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce.“³

War die Geschichte der Individualität im Kapitalismus bis zum Fordismus eine Tragödie, die Geschichte eines Versprechens, das von ihm uneinlösbar blieb und einer zerstörerischen Unterwerfung unter das Kollektiv Platz machte, so wiederholte sie sich nach dem Ende des fordistischen Kapitalismus als Farce.

Mit der post-fordistischen Krise wurde die alltägliche Produktion für eine wachsende Bevölkerung auch in den Ländern des kapitalistischen Zentrums prekär. Das Ende der Vollbeschäftigung und die damit verbundene permanente Gefahr der dauerhaften Überflüssigkeit schleuderten immer breitere Schichten in einen Zustand permanenter Bedrohung, auf den diese mit einer ohnmächtigen Unterwerfung unter die Bedürfnisse des Kapitals reagierten.

Das Ende des Fordismus war eben auch ein Ende der sozialistischen Ideologien mit ihrem empathischen Bezug zur einheitlichen Masse „Arbeiter“ und das nicht nur, weil eines der ersten Opfer dieser Krise die Sowjetunion war, die nicht zuletzt an ihrer Wirtschaftslage zerbrach. Strukturelle Massenarbeitslosigkeit und die implizite Vernichtungsdrohung, welche die Präsenz dieses Phänomens bedeutete, untergrub jedes Gefühl solidarischer Gemeinsamkeit und setzte den Einzelnen in Konkurrenz um die nunmehr begrenzte Ressource „Lohnarbeit“. Diese Monadisierung der Lebenswelten wurde flankiert von einem Aufschwung post-moderner Theoriegebilde, welche in der Betonung von Kultur und Differenz doch bloß den neuen Selbstvermarktungszwang spiegelten, auf den der Neoliberalismus mit seinem Ideal des unternehmerischen Selbst hingearbeitet hatte. In der Post-Moderne kehrte das bereits tot geglaubte Individuum zurück, entpuppte sich aber bei näherer Betrachtung bloß als untoter Wiedergänger: ihm fehlte alles, was das bürgerliche Individuum einst ausmachte, was es zu einem Versprechen machen konnte, auf dessen Einlösung die gesamte Gesellschaft harrte.

Die post-modernen Subjektdarsteller müssen alles eskamortieren, was über die Selbstvermarktung hinausgeht, was nicht dem Zweck der Verwertung dienlich ist.

Konnte der Bourgeois vergangener Zeiten noch einer Kultur fröhnen, die jenseits einer funktionellen Aneignung im Wettbewerb lag, so ist seiner post-modernen Karikatur jegliches bisschen Kultur bloß Kapital zur Anpreisung des eigenen Wertes. Nicht umsonst verleugnen vermeintliche Kunst- und Musikkenner heute gerne die eigene (sub)kulturelle Verortung und bestehen vielmehr auf der Authentizität ihres Geschmackes, dass sie diesen Künstler oder jene Musikerin ja schon gemocht hätten, bevor es andere taten. Die eigenen Vorlieben sind eben nicht mehr als Ausweis des eigenen guten Geschmackes und ästhetischen Sinnes.

Das untote Individuum hat aber auch – und das ist der zweite entscheidende Unterschied zum Bourgeois – keine Zukunft mehr. Er braucht und kann auch überhaupt nicht mehr für die Zukunft planen und jegliches bisschen an Zukunft, das noch dem Proletariat im Laufe seines Enfranchisements im Kapitalismus zugestanden wurde (ein garantierter Altersruhestand und eine zumindest irgendwie existenzsichernde Rentenzahlung) wird im Sauseschritt demontiert. In der Post-Moderne weiß kaum jemand, ob er nicht morgen schon in der Schlange des Jobcenters stehen muss. Aber auch das schafft die post-moderne Jugend noch affirmativ zu wenden: YOLO!

Diese Entwicklung ist besonders frappierend in den Großstädten – und das nicht bloß, weil diese schon von Gewohnheit her Hort der kulturellen Avantgarde sind. Die Gründe sind teils ganz banaler Natur: bin ich in Berlin eben wirklich nur einer von 3 Millionen, während ich in Brandenburg fast alleine wohnen kann, dann bedeutet das, dass ich nicht viel tun muss, um in der Provinz als Individuum wahrgenommen zu werden – und genau darum geht es dem Subjektdarsteller ja. Sein ganzer Akt wäre sinnlos, würde die Menschen um ihn herum nicht seine Einzigartigkeit und den darin ausgedrückten Wert für die Kapitalverwertung erkennen. Post-moderne Identität ist, direkt oder mittelbar, immer eine auf den Status am Markte ausgerichtete.

DIE POLITIK WIRD SUBKULTUR

Die inzwischen als Wirtschaftsfaktor bemühten „Kreativen“ wollen im permanenten Wettbewerb untereinander dann fast zwangsläufig als noch schriller, noch kreativer, noch einzigartiger erscheinen, was nicht umsonst der penetranten Aufdringlichkeit der Fernsehwerbung ähnelt. Auch die politische Linke spiegelt diese gesellschaftliche Entwicklung, indem sie noch das letzte bisschen an Gemeinsamkeit dem Streben opfert, noch radikaler in den Ansichten, noch konsequenter in der politischen Le-

benennung zu sein, als alle anderen Gruppen und damit die eigene moralische und geistige Überlegenheit zu beweisen – mit der absehbaren Konsequenz, dass es rein rechnerisch eine starke radikale Linke gibt, diese sich aber auf sektenhafte Gruppen verstreut die sich, jede für sich, in die Isolation der eigenen Selbstgerechtigkeit verabschiedet und dabei ihre Politik noch als besonders radikal missversteht.

Dieser Entwicklung entspricht auch die Subkulturalisierung der Politik, bei der politischer Ausdruck nur noch in Warenform vorgenommen werden kann: die richtigen Sticker, das politische Shirt, ein wenig Nagellack zum Beweis, dass man auch in Geschlechterdingen voll progressiv ist und, ganz, ganz wichtig, massenhaft Glitzer. Der eigene politische Anspruch muss möglichst laut und möglichst auffällig nach außen getragen werden, damit sein Marktwert auch zur Geltung kommen kann und man womöglich nicht noch mit der austauschbaren Masse um einen herum verwechselt wird.

Wird diese Form der Politik aber – die städtischen Zentren sind ja das Vorbild – in die Provinz zurück getragen, verliert sie sich im Leerlauf. Wo weniger Menschen sind, genügt auch weniger Extravaganz, um aufzufallen und weniger Radikalität, um anzuecken. Generieren die breiteren städtischen Szenen Erfolgsmomente, wo jener, der den politischen Diskurs doch noch ein wenig mehr Radikalität abverlangen kann und die Absurditäten der vermeintlich korrekten politischen Lebensweise noch ein bisschen weiter treiben kann, sich als Avantgarde fühlen darf, entzieht die Provinz dem Subjektdarsteller diese. Er verliert sich einer Selbstbezüglichkeit, in der er Niemanden mehr hat, demgegenüber er moralische Überlegenheit jenseits dieser ersten Stufe der Abgrenzung von der Dorfgemeinschaft betreiben kann – was ziemlich schnell zur Frustration ob der völligen Effektlosigkeit der selbstbetriebenen gesellschaftlichen Isolation führt. Ohne den Mikrokosmos der linken Szene wirft der subkulturell-linke Habitus einfach kein moralisches oder politisches Kapital ab. Kurz gesagt: man steht nicht mehr als Wettbewerbsteilnehmer im Markt, man ist aus ihm ausgeschlossen, deklassiert. Also das, was die ganze Übung eigentlich vermeiden sollte.

Das gilt in ähnlicher Form auch für die weniger politisch und mehr dem realen Alltag zugetane Klasse der Subjektdarsteller, die, wie bereits erwähnt, über die Anhäufung kulturellen Kapitals ihre eigene Kreativität, Flexibilität und was der post-moderne Arbeitsmarkt sonst so verlangt, zur Schau stellen wollen. Ihre Selbstvermarktung verpufft in der Provinz ebenso, wie jene der subkulturellen Linken, weil es schlicht keine Nachfrage nach ihnen gibt. Arbeitsplätze sind der Hauptgrund, der so viele

Menschen in die Städte zieht, hängt doch an ihnen die eigene ökonomische Reproduktion.

Folglich unterscheidet sich die Provinz auch in ihrer Bevölkerungsstruktur von jener der städtischen Ballungsräume. In den Dörfern und Kleinstädten leben vorzugsweise ältere Menschen, oft auch im Rentenalter. Dieser, erneut ganz profane, Faktor hat aber wiederum Auswirkungen auf die Art und Weise, wie in Stadt und Land Identität gebildet werden kann, bedeutet ein höheres Durchschnittsalter doch auch ein viel prominenteres Nachwirken der älteren fordistischen Kollektividentitäten. Das findet sich bereits in der schon beiläufig erwähnten Konzeption einer „Dorfgemeinschaft“, der kein vergleichbares Identitätsangebot des städtischen Raumes gegenübersteht – was nicht allein an dem Größenunterschied liegt. Trotz der Emphase die in Städten wie Berlin auf den eigenen Stadtteil gelegt wird, gibt es keine „Kiezzgemeinschaft“, die das städtischen Spiegelbild einer Dorfgemeinschaft bilden könnte.

DAS INDIVIDUUM KONSERVIERT DAS KOLLEKTIV

Wie Uli Krug in einem ausgesprochen lesenswerten Artikel⁴ über die deutsche Fußballnationalmannschaft und ihre Fans zeigte, hat die post-moderne Subjektkonstitution noch Auswirkungen auf das Fortleben der Kollektividentität. Polemisch zusammengefasst liesse sich sagen, dass das post-moderne Subjekt kein außerhalb des eigenen Selbst mehr gelten lassen will, nichts größeres mehr kennt, als das eigene Ego und es sich auch nicht mehr mit Deutschland identifizieren kann – sondern stattdessen Deutschland mit sich selbst identifiziert. Ein mehr als nur semantischer Unterschied.

Selbige Erkenntnis gilt aber auch für andere Kollektividentitäten und vermeintliche Schicksalsgemeinschaften. Die Liebe des Berliners oder Hamburgers zu „seiner“ Stadt ist in Wirklichkeit bloss Narzissmus, der noch den Wohnort als Verlängerung des Selbst betrachtet. Dem entspricht auch die eifersüchtige Abneigung des gemeinen Berliner Zugezogenen gegen „die Touristen“, die sich ja quasi seines verlängerten Selbst bemächtigen, aber kein Teil von ihm werden.

Demgegenüber ist in der Dorfgemeinschaft, zumindest bisher noch, ein Kollektiv konserviert, das größer ist als das Selbst der Einzelnen. Der Stolz auf die eigene Scholle ist eben keine auf diese projizierte Selbstbezüglichkeit, sondern eine Identifikation mit einer ausserhalb der eigenen Person liegenden Gemeinschaft – weswegen der Gast auf dem Land sogar dann noch willkommener ist als der

Zugezogene, der seine Zugehörigkeit zur Gemeinschaft erst beweisen muss, wenn es sich bei diesen Gästen um sich ganz archaisch gebende Besucher eines Metalfestivals handelt: ihr Besuch ist ein Kompliment an die Schönheit der eigenen Heimat.

Das Ganze hat aber auch – es handelt sich um ein dialektisches Verhältnis – eine Kehrseite. Dem weltoffenen Städter ist potenziell jeder Immigrant willkommen, dessen Zuzug den Marktwert der Stadt und damit des Subjektes, das diese mit sich identifiziert, steigert. Multikulturelle Vielfalt ist in der post-modernen Urbanität ein Kapitalwert, während der Dorfgemeinschaft teils schon jene fremd sind, die bloß einen anderen Dialekt sprechen. Das Ressentiment der Provinz gegen ethnisch Fremde korrespondiert mit der Identifikation des ländlichen Raumes als Heimat.

Will man also, vielleicht aus einer Lektüre der Kritischen Theorie heraus, das Individuum gegen das Kollektiv verteidigen, wird das weder in Stadt noch Land verfangen: in der Provinz wird man lediglich den Fortschritt einer falschen Subjektivität, einer leeren Hülle von Individualität zum Durchbruch verhelfen, während man im städtischen Raum keine Rückkehr der vergangenen Subjektivität bewirken kann, selbst wenn man um die untote Natur des post-modernen Subjektes weiß.

Vielmehr müsste es darum gehen, die Verhältnisse, welche die Entwicklung von Individualität bestimmen, völlig neu zu ordnen und auf eine Stufe zu heben, in der sie frei vom Verwertungsdruck eine Versöhnung des Subjektes mit der Gemeinschaft erlauben – frei nach dem inoffiziellen Wahlspruch der USA „e pluribus unum“, ohne dass dabei das Individuum in der Gemeinschaft verschwindet, sondern vielmehr, dass in ihr „die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“⁵

[1] Max Horkheimer „Zur Kritik der instrumentellen Vernunft“, Kapitel 4 „Aufstieg und Niedergang des Individuums“

[2] Ein besonders obskures Beispiel hierfür entstammt der russischen Revolution, während der vereinzelt die Behauptung kursierte, ein massiver Zuwachs an wissenschaftlichen Wissen nach der sozialistischen Weltrevolution würde es erlauben, alle Menschen die jemals gelebt hätten, wieder ins Leben zurück zu holen – was wohl auch ganz absichtlich so klang wie das christliche Erlösungsversprechen, mit dem die russische Bauernschaft bereits vertraut war.

[3] Karl Marx, „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“

[4] Uli Krug, „Blindes Grätschen ist nicht mehr gefragt“ (Bahamas 65-2012/13)

[5] Manifest der Kommunistischen Partei, II. Marx/Engels, MEW 4, S. 482, 1848